

---

# „Es hat mich immer zur Totalität gedrängt.“<sup>1</sup>

## Jüdische und christliche Charaktere im Werk von Jakob Julius David

---

Jan Budňák

As far as the religious attitude of the German-Moravian writer Jakob Julius David (1859-1906) is concerned, the following three points are widely known among experts: his origin as a Moravian Jew, his conversion to Catholicism, and his preference for humanist ethics rather than religious. In spite of this fact, there are many religious motifs to be found in his oeuvre. The paper tries to provide evidence of David's image of Christianity as rather affirmative and intuitive, whereas his Jewish characters are rather burdened by their faith.

Jakob Julius David – German Literature from Moravia – Wiener Moderne – Religiousness – Judaism – Christianity

Über den religiösen Standpunkt des deutschmährischen Dichters Jakob Julius David (1859-1906) dürften drei Tatsachen bekannt sein: seine Herkunft aus dem ländlich-jüdischen Milieu Nordmährens, seine frühe Konversion zum Katholizismus, die oft als Anpassung gedeutet wird, und die Präferenz einer humanistischen Ethik vor einer religiösen. Trotzdem sind in seinem Werk (Lyrik, Prosa, Essays) zahlreiche Auseinandersetzungen mit religiösen Motiven und Stoffen zu finden. Der vorliegende Beitrag stellt diesbezüglich fest, dass Davids Bild vom Christentum dessen weltbejahende, intuitive Komponente (z. B. Erzählung „Filippinas Kind“) hervorhebt, im Gegensatz zu dem bei ihm als bedrückend erscheinenden Judentum (z. B. Roman *Das Höferecht*).

Jakob Julius David – deutschmährische Literatur – Wiener Moderne – Religiosität – Judentum – Christentum

Der nüchterne Satz Konrad Paul Liessmanns, Jakob Julius David sei „[...] zweifellos einer der großen Vergessenen der österreichischen Literatur“ (Liessmann 1995: 259), ist erfreulicherweise u. a. durch die germanistischen Forschungen auf dem Gebiet der deutsch-mährischen Literatur in ein wesentlich besseres Licht gerückt worden. David kann nun nicht nur als einer der Großen der deutschmährischen Literatur bezeichnet werden, sondern auch als einer, dessen Werk in vielfältigen anregenden Zusammenhängen untersucht wird, womit seine Größenordnung immer aufs Neue belegt wird.<sup>2</sup> Verantwortlich für das eine sowie für das andere (vgl. Liessmann 1995: 259) ist wohl Davids „multiples Dazwischen“: Spannend und lohnend sind hier Überlegungen zu seiner Einordnung in die Literaturgeschichte (Realist, Wiener

---

1 Jakob Julius David, zit. nach Krobb (1990: 309).

2 Vgl. die Nachworte zu den Neuausgaben von Davids Erzählungen von Florian Krobb (*Verstörte Zeit*, 1990) und von Konrad Paul Liessmann (*Novellen*, 1995) sowie neulich in der Habilitation von Jörg Krappmann *Allerlei Übergänge. Die Literatur Mährens und Böhmens in der frühen Moderne*. Der Verfasser des vorliegenden Artikels behandelt Davids literarisches Bild der Tschechen in seiner Dissertation *Das Bild der Tschechen in deutschböhmischer und deutschmährischer Literatur* (2010).

Modernist, Naturalist?), in die „Gattungsschubladen“ (Großstadtromancier, Dorf-  
novellist oder gar Heimatdichter?) oder in die „territorialen Literaturen“ (Ein  
deutsch-mährischer Autor? Ein deutschsprachiger mährischer Autor, der gewisse  
Gemeinsamkeiten mit den tschechischsprachigen mährischen Autoren hat? Oder  
ein jüdischer Autor aus Mähren?). Dass David einen so vielschichtigen Kitzel für die  
Germanistik bereitet, ist in Anbetracht des literarischen Ranges vieler seiner Texte  
eindeutig zu begrüßen.

Ich will zu den eben angeführten Fragezeichen um Davids Werk noch ein  
weiteres hinzufügen und womöglich auch einige Vorschläge unterbreiten, wie  
es aufzulösen wäre. Es geht um die Frage der Religiosität in Davids Texten, die  
bislang eigentlich kaum thematisiert worden ist. In den meisten Belegtexten wird  
sie mit dem kurzen Hinweis auf seinen jüdischen Ursprung (geb. 1859 in Mährisch-  
Weißkirchen) und seine Konversion zum Katholizismus abgehandelt, die Ende der  
1880er Jahre in Wien erfolgte (vgl. Krobb 1990: 312). Die m. W. ausführlichste  
und überzeugendste Äußerung zu Davids religiösem Standpunkt stammt wieder aus  
dem schon zitierten Begleittext von Konrad Paul Liessmann zu der Neuausgabe von  
ausgewählten Novellen Davids. Von Liessmanns treffenden Überlegungen können  
wir einen prinzipiellen Ausgang nehmen:

Davids hart erworbener Spinozismus verdeutlicht, warum David eine  
dogmatische, einem strengen Ritus verpflichtete Religion fremd geworden war.  
Sein Verhältnis zu den Konfessionen muß als durchaus lose bezeichnet werden, was  
seinen Übertritt zum Katholizismus zwar erleichtert haben mag, andererseits aber  
diesem nicht allzuviel Bedeutung verleiht. Sein Verhältnis zur jüdischen Kultur  
blieb davon auch nahezu unberührt, jahrelang schrieb David [...] philosemitische  
Artikel. Dieses tolerante, weil für ihn letztlich unverbindliche Verhältnis zu den  
Religionen erhellt auch, warum David bei seinen novellistischen Versuchen [...]  
den Glaubenskonflikten selbst kaum poetische Plausibilität verleihen konnte;  
die Stärke auch dieser historischen Novellen liegt in der Darstellung *psychischer*  
Konstellationen. (Liessmann 1995: 266-267. Hervorhebung im Original)

Es wird hier also festgestellt, dass David allen Konfessionen aufgrund von deren  
weitgehend dogmatischem Charakter distanziert gegenüber gestanden habe und  
vielmehr einem humanistischen Weltbild verpflichtet gewesen sei als etwa der  
Bemühung, einer allgemeinen „Wahrheit der Lehre“ nachzueifern.

Davids Erzählung *Der Letzte* (Erzählband *Probleme*, 1892) bietet ein deutliches  
Beispiel für diese These. Die Protagonisten dieser Erzählung sind die beiden  
letzten örtlichen Bettel-mönche in einem mährischen Dorf des 16. Jahrhunderts,  
„als der zweite Maximilian mit unsicherer Hand und gar im Verdachte heimlicher  
Hinneigung zu Ketzerei und Luthertum über Österreich gebot“ (David 1908/3: 62).  
Diese Kleriker zeigen sich außerordentlich offen, ja um die eigene Seelenrettung im

orthodoxen Sinne geradezu unbekümmert. Der alte Kloostervorsteher Zachäus muss sich mit der Empörung der einheimischen slawischen Bevölkerung abfinden, die nach dem Besuch eines wandernden lutherischen Predigers im Ort aufbraust. Das ist für Bettelmönche, die auf Spenden angewiesen sind, natürlich eine Katastrophe. Pater Zachäus und sein letzter Ordensbruder nehmen es aber merkwürdig versöhnlich hin, dass sie sich nicht einmal mehr schimmeliges Brot erbetteln können und ihre Messen ohne Gläubige stattfinden müssen. Für den lokalen Sieg des evangelischen Glaubens haben sie Verständnis, da er an das unterdrückte hussitische Erbe anknüpft: „Denn nur unsere Lippen sind katholisch, unsere Herzen aber sind Hussiten geliebt,“ (David 1908/3: 70) sagt der neunzigjährige Bürgermeister der Gemeinde Wenzel Prokupek. Der ehrwürdige alte Kloostervorsteher Zachäus hat sogar ein gewisses Verständnis für einen fremden lutherischen Prediger, womit er seinen jüngeren Zögling und Ordensbruder Berchtold geradezu ergrimmt:

Endlich brach Berchtold los: „Und du? Was sagst du zu solcher Kasteiung?“ Zachäus schwieg. „Um Gott und die gnadenreiche Jungfrau! Was sagst du zu solcher Lästerung und Schmähung des Heiligen?“ Zachäus schwieg. „Bist du abtrünnig oder irre im Glauben? So sprich!“ „Er hat gut gesprochen. [...] Denn die Leute haben ihn verstanden und waren ergriffen im Herzen und andächtiger als bei uns. Daß er sich gegen den wahren Glauben und den dreimal einigen Gott vergangen hat, dieses fühle ich und weiß ich. Aber – ich habe mich nicht Gottes anzunehmen“ (David 1908/3: 66f.).

Der Höhepunkt der Geschichte ist allerdings gar nicht mehr versöhnlich, sondern für die Mönche bzw. das Mönchtum vielmehr tragisch und für die Konfessionen als solche fatal. Das vorläufig siegende, finstere und kampfbegierige Hussitentum in der Gestalt des Unheil verheißenden Prokupek wird nicht mehr erwähnt, der junge Bettelmönch verlässt den verhungerten Alten, der als „Letzter“ im leeren Kloster stirbt, und heiratet die Bäuerin Ludmilla Prokupek: „Ihre ganze Haltung fragte, wer mehr wert sei – sie und ihr lebendiges Leben oder eine abgestorbene Satzung und ein alter Eid“ (David 1908/3: 86). Obwohl Berchtolds Entschluss den alten Zachäus das Leben kostet, herrscht hierüber dieselbe auktoriale Langmut wie über den lutherischen Prediger. Die Erzählung *Der Letzte* scheint also die obige These zu bestätigen, nach der Davids Haltung gegenüber Religiosität lose, unverbindlich oder – wie hier – gar geringschätzig erscheinen mag.

Nun wäre es aber irreführend, würde der Eindruck entstehen, dass David an einer religiös-transzendenten Dimension des menschlichen Lebens wenig liege. Er ist das Gegenteil von einem Materialisten, der alles, was geschieht, auf den Einfluss von Individuum, Gesellschaft oder der außerhalb von Gut und Böse stehenden Natur zurückführen würde. Anhaltend beschäftigt er sich mit Themen, die auf einen starken ‚vertikalen‘ Bezug des Menschen hinauslaufen. Selbst bei einem

flüchtigen Blick auf die Titel seiner Lyrik- und Prosa-Werke kann uns die immer wiederkehrende religiöse Begrifflichkeit kaum entgehen. Sein erster Erzählband heißt *Die Wiedergeborenen*, was sicher nicht einzig durch die historischen Renaissance-Schauplätze der Erzählungen zu erklären ist (vgl. weiter unten).<sup>1</sup> Viele seiner Gedichte haben die Form eines Gebets (eines trägt das Wort *Gebet* sogar im Titel), manche setzen sich mit christlichen und jüdischen Motiven auseinander, einige stellen einen recht geradlinigen Versuch dar, etwa die hohen Feste des Christentums mit „ursprünglichen“ und daher interkonfessionell übertragbaren Inhalten zu füllen. David ‚geniert‘ sich auch nicht, eine Erzählung, in der ein vollzogener Ehebruch als *Deus ex Machina* fungiert, *Das Wunder des heiligen Liberius* zu nennen, oder im Essay *Der neue Messias* das Schicksal eines ziemlich dubiosen italienischen Charismatikers durchaus wohlwollend zu erörtern. Nicht zuletzt heißt Davids letzter Erzählband *Wunderliche Heilige*. Welche Art von ‚wunderlicher Heiligkeit‘ ist es also, die David in seinen Texten beschreibt? Die Vermutung liegt nahe, dass sie zwar nicht direkt im Katechismus zu suchen ist, andererseits aber auch wieder nicht zu weit davon entfernt sein kann.

Jakob David – der Name Julius wird bei der Taufe hinzugefügt – stammte bekanntlich aus einer relativ wohlhabenden nordmährischen jüdischen Familie, die aber nach dem Tod des Vaters (nach dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866) völlig verarmte. Auch die Mutter verstarb relativ früh, doch bereits davor pendelte David zwischen verschiedenen Verwandten und Gymnasien hin und her, bevor er zum Studium nach Wien zog. Etwa zeitgleich mit der Promotion erfolgte Davids Übertritt zum Katholizismus. Offensichtlich war er sich aber dessen bewusst, dass die Determinierung eines jüdischen (bzw. mährisch-deutsch-jüdischen) Menschen eine sehr subtile war und sich weder mit der religiösen noch mit einer ‚ethnisch-charakterprägenden‘ Dimension erschöpft und mitnichten durch die Konversion behoben werden konnte.

Davids erster veröffentlichter Prosatext, die längere Erzählung *Das Höferecht* (1890), ist gerade in diesem Punkt am stärksten. Die Erzählung stellt einen Versuch dar, zwei unterschiedliche Milieus, die David recht vertraut waren, zu einem erzählten Ganzen zusammenzufassen: die am menschlichen Charakter nagende Armut und ‚Andersartigkeit‘ einer jüdischen Familie im ländlichen Mähren und das studentische Leben in Wien; das Ganze wird mit einem für die Textgattung Dorfgeschichte typischen tragischen Finale beendet. Trotz der Gestaltungsmängel, die bei einem so weitgesteckten Anspruch zu erwarten sind und sowohl David als auch seinem Herausgeber durchaus bewusst waren (vgl. David 1908/1: 107), überzeugt die komplexe Charakterzeichnung der Fanny Bermann, der Tochter des orthodoxen jüdischen Zollpächters Lazar Bermann und seiner verbitterten Frau Rosalia.

1 „Wiedergeborene! Menschen der Renaissance!“ (Spiero 1920: 65, zit. nach Liessmann 1995: 274).

Lazar Bermann ist ein finsterer Mann, pflichtbewusst und phantasielos, im Gewerbe erfolglos; sein Ernst macht den ganzen ärmlichen Haushalt noch düsterer. Seine Ehefrau kann ihre Geringschätzung für ihn kaum verbergen, sie führt den ‚Zolljuden‘-Haushalt nur widerwillig und verbringt ihr Leben vor dem Spiegel oder mit Freundinnen, indem sie ihnen und sich selbst ein bunteres Dasein vorspielt. Hauptmerkmal des Haushalts sind Schmutz bzw. Schichten von sehr feinem Staub, dem sich die Frau des Hauses immer weniger erwehren kann. Der Staub dringt ständig ins Innere des Hauses als Sinnbild der ausweglosen Lage einer jüdischen Familie in einem Dorf in der mährischen Provinz: Der einzig denkbare Beruf für Juden ist hier der des Zollpächters und wandernden Kleinhändlers. Man führt ein hartes Leben an der verstaubten Straße, man macht die Tür ständig auf und zu und führt entweder einen sinnlosen Kampf gegen die ‚Naturgewalten‘ oder flüchtet sich in Phantasien.

Das ist an der *Höferecht*-Erzählung wohl das Spannendste: Davids Juden werden äußerlich nicht bedrängt, Fannys Mutter lädt „Freundinnen“ aus dem Dorf zu sich ein, der Vater wird „anständiger Jud“ (David 1908/1: 111ff.) genannt und auch dementsprechend höflich behandelt, Fanny wird freundlich aufgefordert, die Dorfschule zu besuchen, sie bekommt Einladungen von Mitschülern, die reichste Dorfbäuerin nimmt sich ihrer an und später verlieben sich sogar ihre beiden Söhne in das merkwürdig schweigsame „Judenmädchen“. Trotzdem ist Fanny gegen Ende der Erzählung ein seelisch verunstalteter, käuflicher, luxus- und bewunderungssüchtiger Mensch geworden. Im ganzen Text findet sich nur eine beiläufige Andeutung, dass dies auf eine Art ethnischer Veranlagung zurückzuführen sei; vielmehr sind für die Entwicklung ihres Charakters der strenggläubige Ernst des Vater, die verbitterten Phantastereien der Mutter und die Lieblosigkeit beider Eltern ausschlaggebend. Eindeutige Kritik wird an der strengen Religion geübt, die hier als Hürde zwischen Vater und Tochter steht:

Eine Tochter hat für den strenggläubigen Juden keinen rechten Wert; sie pflanzt den Namen und das Geschlecht nicht fort und darf nicht einmal das herkömmliche Seelengebet am Sterbetage der Eltern sprechen. Nun zahlte sie ihm diesen Liebesmangel reichlich heim.“ (David 1908/1: 148)

Die Folge für Fanny, die ja überdies eine katholische Schule besucht, ist eine klare Abwertung der Spiritualität als solcher: „Beim Vater unser dachte sie nicht an einen guten Gott, der seine Sonne Gerechten und Ungerechten aufgehen lässt, sie dachte an einen Gott, der ihr feindlich war, an dem sie bestenfalls kein Teil hatte.“ (David 1908/1: 126f.)

Die Überzeugung, sie hätte „kein Teil“ an Gott, ist mitverantwortlich für Fannys völlig beherrschte, zielstrebige und eindeutig materiell ausgerichtete Lebenshaltung, die sie als Heranwachsende annimmt. Gerade dieser Habitus kann als Ergebnis ihrer

‚jüdischen‘ Kindheit identifiziert werden; nicht vererbt, sondern erworben. Auch die religiöse Dimension des ‚Verlustes‘ ist klar erkennbar.

Genauso ‚verstohlen‘ und mit sehr ähnlich skeptischem Tenor behandelt David die Rituale und Dogmen der christlichen Religion. Am klarsten sprechen diesbezüglich seine Gedichte. Die Auswahl für die Gesammelten Werke, die gewissermaßen im Zuge vieler Nachrufe auf den von vielerlei Leid heimgesuchten Dichter erscheinen konnten, richtete sich nach Davids eigenen Kriterien (vgl. Schmidt 1908: VII). Einige wenige Gedichte aus dieser Auswahl ‚letzter Hand‘ sind an der Oberfläche eindeutig der christlichen Glaubenslehre verpflichtet. Bei näherem Hinsehen erkennt man aber, dass der Schwerpunkt doch auf Davids üblichen Perspektiven liegt, die z.B. das menschliche Leid oder die Mitmenschlichkeit als verklärende Kräfte im Leben betonen, wie etwa im Gedicht *Mahnung* (David 1908/1: 5):

Immer fühl' ich, wie mir starke  
Trauer tief im Herzen quillt,  
Seh' ich an des Dorfes Marke  
Des Erlösers Kreuzesbild.  
Denn es mahnt – und nicht vergebens –  
Mich an ein- wie dreierlei:  
Daß das Leiden dieses Lebens  
Zweck und Maß und Richte sei.

Häufiger finden sich demgegenüber Gedichte, die eine eigentümliche Aktualisierung von Konstanten des christlichen Weltverständnisses vornehmen, z.B. von Jahresfesten oder von Grundlehren wie der Vergebung der Sünden. Das gemeinsame Merkmal der lyrischen ‚Exegesen‘ Davids ist scheinbar, jene Ereignisse und Vorstellungen von der starr dogma-tischen Interpretation zu lösen und sie auf diesem Weg in einer frischen Erlebnisintensität ‚wieder entstehen‘ zu lassen. Manche Gedichte erwecken sogar den Eindruck, als wäre das Gedicht für diejenigen geschrieben, die der herkömmlichen Bedeutung etwa der Weihnacht nicht den gewünschten Reiz abgewinnen können. Davids ‚überkonfessionellen‘ Standpunkt hier als Erklärung hinzuzuziehen, liegt besonders nahe. Das Gedicht *Nun sind versiegt...* (David 1908/1: 21-22) erweitert Christi Geburt bis in das eigene Kinderzimmer:

Und fänd' ein Zweifel in dir Stätte,  
Und packte dich die Christnacht nicht,  
So tritt an deines Kindes Bette  
Und blick ihm in sein heiß Gesicht.  
[...]  
Blick hin – du siehst die höchsten Weihen,  
Das reinste Wunder dieser Nacht.

Denselben Kunstgriff wendet David auch auf Ostern an, wenn auch mit einem leicht heid-nischen Unterton: „Willst du Osterwunder? Schreiten / mußst du dann durch Tal und Hang.“ (*Ostern*, David 1908/1: 24-25). Dann wird die österlich keimende Natur doch noch auf den ‚christlichen‘ Nenner gebracht:

Veilchenblau magst du erspähen  
Unter braunem Blätterfall:  
Grabeslegung, Auferstehen  
Zeigen sich dir überall.“ (David 1908/1: 24-25).

Weiter hinaus über die Glaubenslehre geht David in seinem Gedicht *Entsühne mich* (David 1908/1: 47). Die im Titel enthaltene Bitte wird nämlich von einem „Herz, das vom Wege abgeirrt“ (David 1908/1: 47) gerichtet an „Das Weib, das liebend ihn zuerst umfängt, / Im Kusse darf’s ihn priesterlich entsühnen.“ (David 1908/1: 47) Das Gedicht erinnert in der Form an die Beichte und ist eindeutig biblisch verankert:

Im Buch der Bücher steht es so geschrieben –  
Ein jeder Fehl und jede Sünde wird  
Vergeben um ein starkes, volles Lieben. (David 1908/1: 47)

Gedichte wie dieses zeigen klar, dass David sich vor allem an das hoffnungsvolle, welt-bejahende Gesicht des Christentums gehalten hat, dass er immer um die Übertragung der Lehre ins tägliche Leben bemüht war.

Dieses Bild vom Christentum tritt besonders stark hervor, wenn wir Davids ‚christliche‘ Gedichte mit seiner lyrischen Behandlung jüdischer Motive vergleichen. ‚Jüdische‘ Themen sind bei ihm finster und ernst, ja grausam (z.B. *Hiob* in David 1908/1: 68-69). Von allen jüdischen Gottesnamen wählt David zur lyrischen Bearbeitung „El Schadai“ (David 1908/1: 62-63), Gott den Allmächtigen, der die ganze Welt „[...] träumt. / Wer wagt es, ihn zu wecken? / Hebt er das Aug’, zerrinnt die ganze Welt.“ (David 1908/1: 63) Andere Gedichte haben wiederum einen dunkel-visionären Charakter (z.B. *Dies ist Gehenna*, David 1908/1: 58ff.): Die meisten finden sich im Gedichtband, der mit dem Wort *Visionen* betitelt ist. Davids *Judenkind* (David 1908/1: 71-72) ist ein weiblicher Ahasver, es steht für das „Riesenleid“ (David 1908/1: 71) des ganzen Volkes, „die Brust von einem Fluch beladen, / Den sie doch selber kaum verstand“ (David 1908/1: 72). Auf der ‚privaten‘ Ebene sind es für ihn wohl besonders die toten Vorfahren und Familienmitglieder:

Das sind meine Toten. Laut pochen sie an,  
Kam die Stunde zum Träumen und Sinnen;  
Dann seh’ ich den Vater, den zornigen Mann,

Und die Mutter – längst zog sie von hinnen;  
[...]  
Es bringt sie das Grauen,  
Der Nachtwind, der Dielen Geknister (David 1908/1: 26).

Das Gedicht *Das sind meine Toten...* ist übrigens sehr intim gehalten, enthält mehrere unmissverständliche autobiographische Hinweise, und es können wohl kaum Zweifel darüber aufkommen, dass David mit den folgenden Zeilen seine eigene Lage beschreibt;<sup>1</sup> ob das Ich dadurch eine Art religiöse Reue ausdrückt oder für andere Verfehlungen von seinen ‚Toten‘ gerügt wird, muss Spekulation bleiben:

Du trutziger Knabe, ich kenne dich wohl –  
Doch sage: Du weilst noch im Lichte...?  
‚Ja, hälftig‘ ... Zur Hälfte der Finsternis  
Und den Toten bist Du verbunden;  
Die Wunde, die Dir’s in Leben riß,  
Die hast du nimmer verwunden:  
Dein grader Fuß geht krumme Bahn,  
Und dein wahrhafter Mund spricht Lüge ...  
Das sind meine Toten; ich sehe sie nahn,  
So stumm und voll heimlicher Rüge ...“ (David 1908/1: 64).

Diese ernste und belastende Grundhaltung erinnert an die hier schon besprochene Erzählung *Das Höferecht*, allerdings fehlt es auch hier den Gedichten – im Gegensatz zu seiner Prosa – oft an ‚Zwischentönen‘.

Dauids Gedichte mit christlichen bzw. jüdischen Motiven lassen die Annahme, für Davids durch Armut, Krankheiten und daraus resultierender Isolierung geprägtes Weltbild sei das Christentum, so wie er es verstanden hat, in mehrfacher Hinsicht ein gern akzeptiertes Korrelat gewesen. Davids Bild vom Christentum scheint ihm eine weltbejahende, unbelastete, individuell psychologische Sicht auf das Leben zu ermöglichen bzw. sie zu komplementieren, die freilich nie ins Doktrinäre absackt, im Gegenteil dies ausdrücklich bekämpft.

Wenn Davids Erzählungen auf Glauben oder Religiosität zu sprechen kommen, wird meistens der Engstirnigkeit der ‚formalen‘ Werte die durch sie verletzte Humanität entgegengesetzt. Davids erster Erzählband *Die Wiedergeborenen* (1891) bietet eine Fülle von Beispielen: Der junge Benediktiner Petrus bricht sein Gelübde ob seines ‚heiligen‘ künstlerischen Dranges und wird ‚wahnwitzig‘; der strenge Hussitenführer Jiskra von Krawar lernt die Milde in Gestalt des verstoßenen katholischen Mädchens

1 Die Du-Form überwiegt in Davids reflexiver Lyrik und sollte nicht über den stark konfessionellen Charakter hinwegtäuschen.

Ruth kennen und sagt sich von der Gewalt los usw. In einigen seiner späten Erzählungen erreicht Jakob Julius David allerdings auch in der Darstellung von christlicher Spiritualität der Hauptfigur den psychologischen Tiefblick, der etwa an seiner bekanntesten ‚mährischen‘ Erzählung ‚Die Hanna‘ so besticht. Gut erkennbar ist die Entwicklung am Umgang mit einem der von ihm häufig benutzten Motive, dem Motiv der unehelichen Empfängnis. In seinem Œuvre sind zwei Erzählungen zu finden, die dieses aus Sicht von Religionsgemeinschaften generell doch eher fragwürdige Geschehnis geradezu verklären.<sup>1</sup> In Davids Erzählung *Das Wunder des Heiligen Liberius* (Erzählband *Vier Geschichten*, 1897) wird sie sogar als ein rettender Ausweg, als ein Gegengewicht zur menschengeschädigenden Wirklichkeit dargestellt. Das eigentlich Anmaßende an dieser Darstellung ist die Tatsache, dass die Überschreitung des Neunten Gebotes hier begünstigt durch den heiligen Liberius geschieht.

Die Handlung an sich stellt an den Leser keine hohen Ansprüche: Die künftige Heirat eines jungen Liebepaars wird mithilfe der etwas habgierigen Mutter der Braut zugunsten eines reichen älteren Nebenbuhlers des Bräutigams verhindert. Kurz vor der Vermählung greift die ratlose Braut zu der besagten Maßnahme, die – unter ‚Anlehnung‘ an den heiligen Liberius, „vielbesucht ob mancher Wunder in Herzensangelegenheiten und zumal an kinderlosen Ehepaaren“ (David 1908/4: 77) – gelingt. Diese recht ‚papierne‘ Geschichte stellt aber trotzdem einen polemischen Beitrag in Sachen Glauben dar. Dabei handelt es sich erstens um die Tatsache, dass die beiden jungen Geliebten nah miteinander verwandt sind, was von der Kirche angeprangert wird und den eigentlichen Anstoß bzw. Vorwand für die Infragestellung der geplanten Verwandten-Liebesehe gibt. Da in Davids fiktionalem „frommen Lande Südtirol“ (David 1908/4: 77), dem Schauplatz der Erzählung, die Praxis der Verwandtenehe ganz und gar üblich ist, wird die Kirche hier als Träger von pauschalen Verordnungen gezeigt, die Unheil stiften, Ungefestigte verunsichern und von Berechnenden missbraucht werden. Zweitens fädelt David die Geschichte so ein, dass kaum ein schärferer Gegensatz zwischen einem legendären Heiligen und der Kirche entstehen könnte. Es liegt eine recht feine Ironie in der Gegenüberstellung der anfänglichen Lobpreisung des „frommen Landes Südtirol“ mit seinen vielen Kirchlein hoch oben in den Weinbergen und der absichtlichen Zeugung eines unehelichen Kindes am Ende der Erzählung gewissermaßen im Schatten eines dieser Heiligtümer.

Während *Das Wunder des Heiligen Liberius* eine konventionelle Dorfgeschichte lediglich durch ein paar stichelnde Momente ergänzt, verfährt die Nachlass-Erzählung *Filippinas Kind* (1906) wesentlich moderner, und – was die Religiosität

1 David benutzt das Motiv mit ähnlich positiver Schattierung auch dort, wo der religiöse Zusammenhang ausgespart bleibt, z.B. in der Erzählung „Die Mühle von Wranowitz“ (David 1908/5: 108-171). Dafür erlaubt sich David hier so manche Bissigkeit auf Kosten von aufgeblasenen Adeligen (vgl. z.B. David 1908/5: 170).

angeht – psychologisch wesentlich differenzierter. Von dem Motiv der unehelichen Empfängnis nimmt sie bloß ihren Ausgang, aber auch hier unverhohlen antiklerikal: Der Vater von Filippinas Kind ist der Kaplan des (nordmährischen<sup>1</sup>) Ortes. Als er vier Jahre später davon erfährt, dass er ein uneheliches Kind gezeugt hat, macht diese Feststellung den inzwischen arrivierten Dechant allerdings nicht im Geringsten nervös. Davids offene Kritik an der Kirche beschränkt sich allerdings auf die Verfehlung eines einzelnen Würdenträgers; der Rest ist Erkundung einer elementaren Frömmigkeit.

Die Dorfschönheit Filippina, die Mutter der kleinen Hedwig, tritt in der Erzählung eigentlich nicht auf; sie verdient inzwischen in der Stadt Geld für die Erziehung der Tochter. Nun wird sie von ihrer Freundin Lowisa, die sich im Heimatdorf drei Jahre lang um die kleine Hedwig gekümmert hat, auf einem Stadtbahnhof erwartet. Hier will Filippina ihre Tochter wieder abholen, da Lowisa nach Amerika auswandert und sich nicht weiter um das Kind kümmern kann. Das einfache fromme Mädchen Lowisa ist die Erinnerungs- und Reflexionsinstanz der Erzählung, die größtenteils aus ihrer erlebten Rede besteht und so die wachsende Unruhe ihrer unkomplizierten Natur bestens wiedergibt. Filippina taucht nicht wie aus-gemacht auf, und Lowisa weiß, dass sie in den Nachtzug einsteigen muss, damit ihre Fahr-karten nach Amerika nicht verfallen. Zugleich darf sie aber das vierjährige Kind nicht einfach auf dem Bahnhof sitzen lassen. Am späten Nachmittag vor der Abfahrt tut sie dies trotzdem für ein paar Stunden, um noch ein paar Dinge in der Stadt zu erledigen – vielleicht hofft sie auch, das Problem auf diese Weise loszuwerden – und als sie am Abend zurückkehrt, ist Hedwig aus der Bahnhofshalle verschwunden. Die ehrliche junge Frau wird freilich durch Gewissensbisse geplagt. Im aufgewühlten Halbschlaf vor der Abfahrt des Nachtzugs erscheinen ihr Filippina und ihre Tochter mit besonderer Eindringlichkeit, was sie sogleich religiös interpretiert: „Ja, so klang die Stimme, welche den Kain nach Abel gefragt hat!“ (David 1908/6: 252). Filippina kommt im Traum zu Lowisas Bett in Gestalt einer Flamme, mit Hedwig auf ihrem linken Arm:

Und die Filippina war auch sehr, sehr gewachsen und auch so schön, daß man vor ihr am liebsten niedergekniet wäre. Wie die Mutter Gottes mit ihrem Kind, so sah sie aus, kam der Lowisa vor, und sie entsetzte sich innerlich über den gottlosen Gedanken und daß ihr schien, sie hätte die Gebenedeite noch niemals so schön abgemalt gesehen. [...] Und so etwas Gutes und Erbarmendes hatte sie an sich! Als könnte sie vergeben und begnadigen, was immer geschah und verübt ward. Und ihre Stimme hatte den Ton, der vorhin die Lowisa aus dem Schlaf gejagt, und sie sprach damit zu ihr, und das klang nicht anders, als wenn große Glocken aus der Ferne läuteten: „Du hast mich gekannt, von klein auf. Du hast

---

1 Die Frauen werden hier allerdings als „Slovakinnen“ bezeichnet.

gewusst, daß ich mein Kind nicht verlassen hab', und ich hab' gesorgt dafür, solange ich selber war in der Drangsal und in der Not und in der Zeitlichkeit. Und du hast glauben können, ich werd' mein einziges Kind vergessen, nun wo ich bin im Glanz und in der Herrlichkeit?" (David 1908/6: 255-266).

Die einfach-mystische Erfahrung klingt für Lowisa versöhnlich, wie ein Abschiedsgruß aus: „Es war ein Wunder geschehen. Was verschlugen dabei Nebendinge, und wozu half ein Klügel, wo man's in sich so ganz empfand? Ganz befreit und durchaus herzfroh war ihr.“ (David 1908/6: 257).

Das Fesselnde an diesem recht naiven und dennoch tiefen Erlebnis ist dessen Kongruenz mit der Darbietungsweise der Erzählung. David führt das fundamental Bestimmende selbst eines von Kitsch ausgehenden religiösen Erlebnisses vor, indem er es einen ‚primitiven‘, unverstellten Menschen erfahren lässt und ihn dabei beobachtet. So dargestellt öffnet sich für Lowisas Erlebnis natürlich eine Vielzahl an rationalen Deutungsmöglichkeiten, die allerdings allesamt an der Intention des Textes vorbeigehen würden: „Wozu hilft ein Klügel, wo man's in sich so ganz empfindet?“ Mit der modern individualisierenden Erzählform erreicht David hier den Gipfel der Darstellung einer Art Spiritualität, die den Konstanten von seinem ganzem Werk verpflichtet ist: Leid als Quelle von Mitmenschlichkeit und eine Totalität,<sup>1</sup> die Mensch und Gott gleichermaßen umfasst.

## Literaturverzeichnis

- Budňák, Jan (2010): *Das Bild der Tschechen in deutschböhmischer und deutschmährischer Literatur*. Olomouc: Vydavatelství UP.
- David, Jakob Julius (1908): *Gesammelte Werke in sieben Bänden*. Hrsg. von Ernst Heilborn und Erich Schmidt. München und Leipzig: R. Piper.
- David, Jakob Julius (1906): *Wunderliche Heilige. Erzählungen*. Wien und Leipzig: Wiener Verlag.
- Krobb, Florian (1990): Empfänglichkeit fürs Leid. Nachwort. In: David, Jakob Julius, *Verstörte Zeit. Erzählungen*. Göttingen: Wallstein. S. 306-328.
- Liessmann, Konrad Paul (1995): Jakob Julius David und die Kunst der Novelle im Fin de siècle. Nachwort. In: David, Jakob Julius, *Novellen*. Salzburg und Wien: Residenz. S. 259-289.
- Schmidt, Erich (1908): Vorwort. In: David, Jakob Julius, *Gesammelte Werke*. München und Leipzig: R. Piper. S. V-XXIII.

---

1 „Es hat mich immer zur Totalität gedrängt“ ist ein Satz aus Davids kurzer autobiographischer Skizze „Im Spiegel“, die 1902 im „Literarischen Echo“ erschienen ist. Der Satz steht scheinbar recht inkohärent da, wird weder erklärt noch ergänzt. Vielleicht ist es die in diesem Essay erörterte Totalität, die damit gemeint ist.